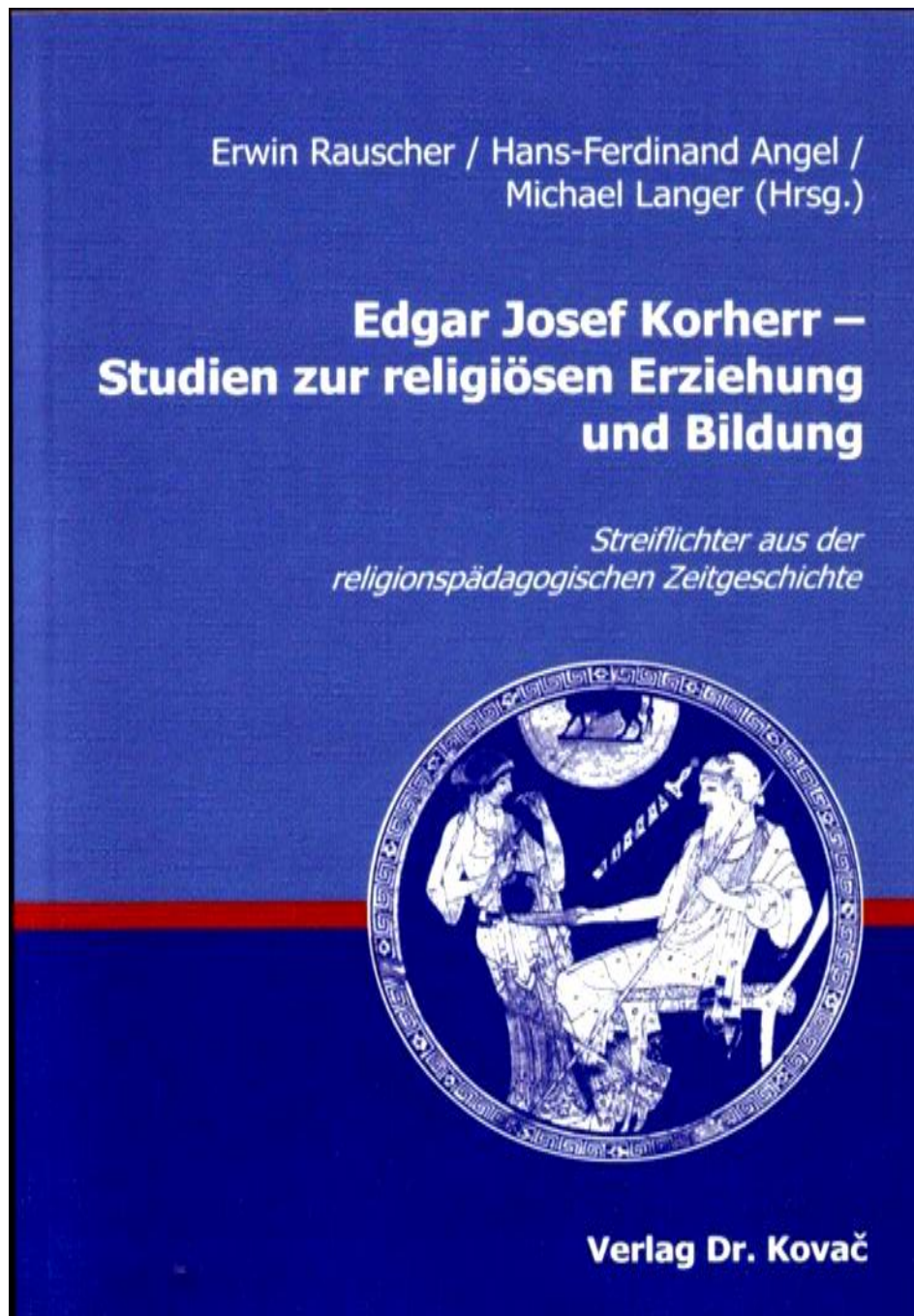


Textauszug aus:



Erwin Rauscher / H.-F. Angel / M. Langer (Hg.)

**Edgar Josef Korherr - Studien zur religiösen Erziehung und Bildung
Streiflichter aus der religionspädagogischen Zeitgeschichte**

Schriften zur Praktischen Theologie, Bd. 9

Hamburg 2008, 416 Seiten

ISBN: 978-3-8300-3792-7

„... und alles Erste währt ewig!“ (Jean Paul)

In: M. Langer/E. Nordhofen (Hg.), Erlebte Religion, Frankfurt/M. 2003, 67–74.

Über frühe Erfahrungen von Religion und Glaube zu sprechen, ist nicht unproblematisch. Religiosität und Glaube eines Menschenlebens gleichen einem Meeresboden, aus dem nur einzelne Inseln der Erinnerung über die Oberfläche des Bewusstseins ragen. Vieles, allzu vieles bleibt verborgen. Erfahrungen, die nach Jahrzehnten noch im Gedächtnis lebendig sind, verraten nur einiges über die Beschaffenheit des Grundes, auf dem sie ruhen. Hier gilt F. Nietzsches Erfahrung: *„Zu jeder Seele gehört eine andere Welt; Für jede Seele ist jede andere Seele eine Hinterwelt. Zwischen dem Ähnlichsten gerade trägt der Schein am schönsten; denn die kleinste Kluft ist am schwersten zu überbrücken.“*¹ Und so heißt Erinnerungen weitergeben auch, sie möglichen Missverstanden-Werden aussetzen. Dies gilt umso mehr, als es bei Glaube und Religion um sehr Persönliches geht und man auch beachten muss: *„Ein abgründiges Geheimnis ist sich der Mensch. Selbst noch seine Haare ... sind leichter zu zählen, als was sich regt und bewegt in seinem Herzen.“* (Augustinus). Noch mehr gilt dies wohl für Motive und Handlungen anderer, die wir rückblickend beurteilen.

In unserem Kulturkreis zeigt sich Glaube am augenscheinlichsten wohl in jenen Bereichen, die K. Rahner der ‚kategorialen Religiosität‘ zuordnet. Zu ihr zählt in erster Linie das Gebetsleben. In der Broschüre ‚Zeitzeugen – Zeitzeugnisse‘² konnte ich schildern, wie das schlichte Beten meiner Mutter im Kleinstkindalter und das Beispiel meiner Kindergärtnerin mein Gebetsleben und mein Eucharistieverständnis bis heute prägten und alles, was durch Lebenserfahrung und Theologie später dazu kam, auf diesen ersten Erfahrungen aufruft.

Eine frühe und erste Erfahrung, die mein Verhältnis zu Judentum und Nationalsozialismus und im Gefolge auch zur Kirche nachhaltig beeinflusste, hatte ich etwa im 12. Lebensjahr: Vom Kindergarten an bis in die Jahre der Volksschule hatte ich einen Kinderfreund, Kurt H., dessen Vater einen kleinen Elektroladen besaß. In der Werkstatt dieses Ladens hatte Kurt eine eigene kleine Bastelecke; in ihr spielten wir immer wieder. Dann kam im Februar 1938 eine Übersiedlung unserer Familie von Gmünd in der nördlichsten Ecke Österreichs nach Villach, der südlichsten österreichischen Stadt. Dort erlebte ich die Annexion Österreichs durch das ‚Tausendjährige Reich‘, eine sehr intensive NS-Propaganda in Schule und Rundfunk, auf Plakatwänden und im Hörfunk, den Ersatz des traditionellen ‚Schulgebetes‘ durch NS-Morgenfeiern, die Aufmärsche der S.A., die Menschenmassen bei Wahlkundgebungen vor dem 10. April 1938.... Auf welchen Zehnjährigen der Dreißigerjahre hätte dies keinen Eindruck gemacht, zumal es keine Gegenstimmen, kritischen Einwände oder Alternativen gab.

Dann aber kam eine Ernüchterung, die mir heute noch fast unwahrscheinlich vorkommt. Als ich – es muss im Sommer 1939 oder 1940 gewesen sein – wieder in die alte Heimat kam, erfuhr ich, dass mein Spielkamerad ‚Schulverbot‘ habe, denn sein Vater sei – zwar nicht der Konfession, wohl aber der ‚Rasse‘ nach – Jude. Das Geschäft musste geschlossen werden. Der Vater wurde von der Familie getrennt und hatte sich in Wien zur Verfügung der Behörden zu halten. Die Mutter verdiente als Tellerwäscherin in einem Kaffeehaus den Lebensunterhalt für sich und Kurt. Dies war ein großer Schock. Ich hatte vorher vom ‚Jude-sein‘ des Vaters nichts gehört. Kurt war das einzige evangelische Kind in unserer Klasse gewesen. Aber es sollte noch

ärger kommen. Ein ehemaliger Nachbar besaß ein kleines Lebensmittelgeschäft. Seine Frau war sehr beliebt bei den Kindern der ganzen Gasse. Sie steckte uns immer wieder eine Tafel Bendsorp-Schokolade zu – in der Vorkriegszeit eine Kostbarkeit für Kinder! – und nahm Anteil an unseren Spielen. Und nun hörten wir, dass diese Frau ebenfalls Jüdin im Sinne der NS-Rassengesetze sei. Niemand dürfe fortan den kleinen Laden betreten. Ein anderer unserer Nachbarn, ein schon betagter Rentner, tat dies einmal und wurde sofort darauf von Mitgliedern der SA zwei Stunden lang durch die Stadt geführt. Auf seinem Rücken hatte man ein Plakat befestigt mit der Aufschrift ‚Dieses arische Schwein kauft bei einem Juden ein.‘ Und dann hörten wir am selben Tag noch, dass ‚unser‘ alter Kleiderwarenhändler, von dem noch manches stammte, das ich am Leibe trug, mit seiner ganzen Familie aus der Stadt weg musste. (Nach dem Kriege erfuhren wir, dass seine beiden Kinder rechtzeitig ins Ausland gebracht worden waren, er selbst aber, seine Gattin und eine lebenswürdige alte Tante kamen im KZ ums Leben.) Für mich Zwölfjährigen war das die erste ‚Begegnung‘ mit den NS-Rassengesetzen. Innerhalb von 2 bis 3 Stunden erlebte ich, dass mehrere Menschen, die auf unterschiedliche Weise Teil meines Lebens im kleinen Kreis der alten Heimat gewesen waren, größte Unbill erfahren hatten, nur weil sie Juden waren. Menschen, die ich alle als freundlich und liebenswert in Erinnerung hatte, waren auf einmal verfemt. Mein Gerechtigkeitsempfinden empörte sich stark. Seither blieb ich sensibel gegen jede Form der Ungerechtigkeit und Verletzung der Menschenwürde, sei es im fernen Osten, in Amerika, auf dem Balkan, in Österreich oder auch im HI. Land, wo jüngst 600 jüdische Intellektuelle aus Israel, den USA und Europa sich veranlasst sahen, an die gegenwärtige israelische Regierung zu appellieren: *‚Wir, besorgte Jüdinnen und Juden ...betrachten mit Entsetzen die Folgen der militärischen Repression und ökonomischen Blockade der Palästinenser durch Israel³‘* und der Lateinische Patriarch von Jerusalem in seinem Fastenhirtenbrief 2001 sich zum Aufruf an das israelische Militär genötigt sah: *‚Zerstört eher unsere Kirchen, als die Wohnungen arabischer Familien.‘*

Der damals ausgelöste Schock saß tief, zumal ich merkte, wie betroffen auch meine Eltern waren. Es wurde in der Familie zwar wenig darüber gesprochen. Meine Mutter sagte Jahrzehnte später, dass es die große Angst war, die damals vielen den Mund verschloss. Ich aber war ab da irgendwie immun gegen die NS-Propaganda, deren es in der Schule sehr viele gab. Und als ich mich dann drei Jahrzehnte später im Wiener Christlich-jüdischen Koordinierungsausschuss⁴, in der österreichischen Liga gegen den Antisemitismus und im Grazer Komitee für christlich-jüdische Zusammenarbeit engagierte, da stand immer wieder diese in meinen Augen ‚himmelschreiende Ungerechtigkeit‘, welche den einzigen Juden, die ich als Kind persönlich kannte, widerfahren war, vor mir. Das Erlebnis aus der Kindheit prägte mein Verhältnis zum Judentum und meine spätere religionspädagogische Arbeit. Es führte dazu, dass ich mich intensiv mit einschlägigen Fragen beschäftigte⁵ und als erster Österreicher ein Religionsbuchkapitel für 11-12jährige über das Judentum verfasste⁶, von dem der damalige Leiter des Wiener Christlich-jüdischen Koordinierungsausschusses Otto Herz in *Bnai B'rith* und mehreren jüdischen Zeitschriften schrieb, es sei das erste österreichische Religionsbuch, in dem Juden sich wiedererkennen.

Was ich hier erlebt hatte, haben – soweit es die äußeren Ereignisse betraf – zahlreiche meiner ehemaligen Schul- und Spielkameraden erlebt. Warum aber machte es gerade auf mich einen so bleibenden Eindruck? Die genannte ‚Immunität‘ gegen die

NS-Propaganda wäre vielleicht im Laufe der Entwicklungsjahre abgeklungen, hätte sie nicht Festigung gefunden durch eine pfarrliche Jugendgruppe in Villach.

Nach der o. g. Übersiedlung unserer Familie nach Kärnten, besuchte ich an Sonntagen immer wieder die ‚Kindermesse‘ in der Franziskanerkirche St. Nikolai. Dort wurden jene Lieder aus der Schubertmesse (GL 802) gesungen, die auch in der alten Heimat immer wieder gesungen worden waren. In der neuen Heimat zählten sie zu dem wenigen, das vertraut klang. Vieles andere war ja zunächst ‚fremd‘: der für einen Niederösterreicher ungewohnte und anfangs manchmal sogar unverständliche Dialekt, Traditionen, Denkweisen, Mentalitäten u. ä. m. Der Kinder- und Jugendseelsorger P. Clemens Röbl OFM (1885–1950), der – wie es damals üblich war – die vom Zelebranten still in lateinischer Sprache rezitierten Messtexte als ‚Vorbeter‘ in deutscher Sprache paraphrasierte, sprach mich nach der Messe einmal an und aus dieser seiner ‚nachgehenden Seelsorge‘ wurde eine bis zu seinem Tod währende, nachhaltige Lehrer-Schüler-Beziehung. ‚Ort‘ dieser Beziehung war zunächst nur der Kindergottesdienst. Alle kirchlichen Kinder- und Jugendgruppen waren 1938 ja von den NS-Behörden aufgelöst und untersagt worden. Aus den Pfadfindergruppen, die P. Clemens Röbl vor 1938 als Kurat betreut hatte und von den Schülern und Schülerinnen seines Religionsunterrichts war eine Gruppe verblieben, die regelmäßig zur Kindermesse kam – weniger wohl wegen der Messe an sich, als wegen des beliebten Kinderseelsorgers. Die Kindergottesdienste und der Vorraum zwischen Kirche und Franziskanerkloster waren zunächst die einzigen Orte, wo kurze Gespräche, Kontakte und ‚Begegnungen‘ möglich waren. Dies änderte sich als der Religionsunterricht (im folgenden: RU) aus den Schulen verbannt wurde. In allen Pfarren wurde eine Gemeindekatechese, damals ‚Seelsorgestunden‘ genannt, eingerichtet. Sie wurden von den Behörden geduldet. Bei den ‚Verlautbarungen‘ im Rahmen der Gottesdienste und durch ‚Anschlag‘ im Vorraum der Kirche wurde zum Besuch eingeladen. Mehr Werbung war damals nicht möglich. Ort dieser Kinderkatechese war zunächst eine Seitenkapelle der St. Nikolaikirche. Anfangs gab es mehrere Gruppen zu je etwa 30 Schülerinnen und Schülern, gestuft nach Schulklassen. Bald aber schrumpften diese Gruppen und schließlich blieb nur eine über. Im Schuljahr 1943/44 bestand die Gruppe der Oberschüler und -schülerinnen nur mehr aus etwa 20 Teilnehmern aus allen Ober- und Unterstufenklassen.⁷ Für die überwiegende Zahl meiner Alterskameraden, die keine Seelsorgestunden besuchten, blieb es dem Zufall überlassen, ob sie je etwas von den christlichen Wurzeln unserer Kultur oder gar von Sinn und Wert des Glaubens, dem etwa 80 % durch die Taufe angehörten, erfuhren.

Unterrichtet wurde in St. Nikolai nun in der Vorsakristei, einem kleinen, fensterlosen Raum, der außer Schränken für Ministrantengewänder und Paramente nur einen Tisch und die notwendigen Sitzgelegenheiten aufwies. Es gab keine Tafel, keine Bücher, keine Anschauungsmittel und noch viel weniger Medien wie Lichtbilder oder Filme. Ich erinnere mich nicht mehr an konkrete Themen und Inhalte, lediglich daran, dass am Ende jeder wöchentlichen Stunde aus einem Buch vorgelesen wurde. Es handelte von einem Ungläubigen namens Aram Bela, der nach negativen Erlebnissen beim Blutwunder des hl. Januarius in Neapel, wo ihm sein Geld gestohlen wurde, nach Lourdes reiste, um dort ‚Schwindeleien‘ aufzuspüren. Statt einer Bestätigung seiner Vorurteile gegenüber Glaube und Kirche erlebte er dort aber seine Bekehrung. Es war aber weder diese Erzählung noch waren es allein die Inhalte der Unterweisung, die meinen und meiner Freunde Glauben bestärkten. Das positive Element

schlechthin war die Erfahrung einer face-to-face-group, die um die Person eines charismatisch begabten Jugendseelsorgers konzentrierte kleine Gemeinschaft. Sie unterschied sich von den Gemeinschaften, die ich bislang in Kindergarten und Schule erlebt hatte, sehr. In ihr war etwas von der urchristlichen *Communio* lebendig und das prägte mich bis heute.

Dennoch möchte ich nicht verkennen, welchen Eindruck ‚Geschichten‘ auf mich v. a. im Kindesalter machten. Noch heute erinnere ich mich an viele kleine Beispiele, die einer der Franziskaner immer wieder in seine Sonntagspredigten einflocht. Alles andere aber ist vergessen. Ähnliche bleibende Eindrücke machten Bilder auf mich. Es scheint etwas Wahres am Dichterwort zu sein: *„Es lernt der Mensch im Lauf der Zeit auf manches zu verzichten; doch was ihm bis zum Ende bleibt, sind Bilder und Geschichten.“*

Allerdings haben religiöse Bilder auf mich nicht nur positive Wirkung ausgeübt. In den ersten Jahren der Volksschule faszinierten mich und meine Klassenkameradinnen und -kameraden immer wieder die bunten Illustrationen von Philipp Schumacher im sog. Pichler’schen Religionsbuch, das – erstmals 1912 auf dem Internationalen Katechetischen Kongress in Wien vorgelegt – bis 1972 (!) in Österreichs Schulen in Verwendung war. Das grausame Höllenbild daselbst (Luzifer peinigt den reichen Prasser) hat meine ganze Kindheit hindurch das Verständnis der Frohbotschaft verdunkelt und sie in die Nähe einer Drohbotschaft gerückt. Ähnliches galt für manche neugotische Darstellung in Kirchen (Arme-Seelen-Bilder; Jüngstes Gericht), wie sie in unseren Alpenländern immer wieder zu finden sind.

Nicht lange war es P. Clemens Röbl vergönnt, die o. g. Gruppe weiterzuführen. Um ihn den argwöhnischen Beobachtungen der NS-Funktionäre zu entziehen, versetzten ihn seine Vorgesetzten als Seelsorger in das Kinderdorf für geistig behinderte Kinder St. Anton bei Bruck an der Glocknerstraße im Bundesland Salzburg. Sein Nachfolger wurde P. Anton Weißenbach OFM (1902–1970), der die kleine Gruppe weiterführte, bis Luftangriffe 1944/45 regelmäßige Treffen immer häufiger verhinderten.

Aus der Gruppe aber erwuchs nach 1945 ähnlich wie aus vielen anderen kleinen Gruppen in Österreich nach 1945 ein Kreis kirchlicher Mitarbeiter. Ohne Kinder- und Jugendseelsorger wie P. Clemens Röbl wären wahrscheinlich so mancher und so manche, die nach 1945 das kirchliche Leben in Pfarre und Gesellschaft mit trugen, andere Wege gegangen⁸. Die persönliche Bindung blieb bei den meisten der o. g. 20 Teilnehmer bis in deren Erwachsenenalter bestehen. Immer wieder besuchte man den ‚alten‘ Jugendseelsorger, lud ihn zu Veranstaltungen ein und hielt die Beziehung bis zu seinem Tode aufrecht.⁹

Es bestätigte sich das Wort eines Katechetikers aus der Zwischenkriegszeit: *„Nicht Katechismus und Methode sind das Wichtigste, sondern die glühenden Katecheten.“*¹⁰ Analoges gilt wohl für jeden Lehrer und Erzieher, auch für Religionslehrer in den Schulen, die an Lernzielhierarchien und Curricula gebunden sind. Ich habe in meiner Kindheit und Jugend sowohl schulischen RU als auch dessen durch die NS-Behörden erzwungenen Ersatz einer einfachen Gemeindekatechese kennengelernt. Beides möchte ich nicht missen!

Vor 1938 war mein RU in der Volksschule durchaus kein unbeliebtes Unterrichtsfach, selbst dann nicht, als wir eine Zeit lang einen methodisch wenig ausgebildeten Ka-

plan als Religionslehrer hatten. Er unterrichtete nur in der Soutane und legte großen Wert auf das Auswendiglernen der Katechismussätze. Viele dieser Sätze kenne ich heute noch. Zum ‚inwendigen‘ Besitz wurden sie oft erst im späteren Leben, als ihr Sinn bewusst wurde. Hätten wir sie nicht ‚gepaukt‘, wären aber wohl auch die damit gemeinten Inhalte dem Vergessen anheimgefallen. Was dem methodisch und didaktisch wenig geschulten Religionslehrer fehlte, hat er durch große Güte ersetzt und so wurden auch die eineinhalb Jahre ‚Lernschule‘ alter Prägung nicht zur Last. Dies lässt mich rückblickend erkennen, dass selbst ein mangelhafter RU noch besser ist, als gar keiner. Ohne ihn wäre ich mit vielen Lebensfragen und Lebenswerten nicht konfrontiert worden.

Was immer in meinem RU vor und nach dem 2. Weltkrieg positiv und lebensgestaltend wurde, war verbunden mit der jeweiligen Person des Religionslehrers oder Katecheten.¹¹ Werte und Sinnfindung bedürfen bei reifenden Menschen immer eines ‚personalen Bezugs‘ und so vermag nur ein von den Schülern akzeptierter (Religions-) Lehrer zur Brücke zu werden, auf der diese in die Welt des Wertvollen und Sinnhaften gelangen können. Deshalb wünsche ich mir für die Zukunft eine schulische und pfarrliche Unterweisung, deren Lehrer und Katecheten nicht nur ‚Lehrmeister‘ sondern im Sinne Meister Eckeharts auch ‚Lebemeister‘ sind. Das würde erfordern, dass in der Lehrer- und Katechetenbildung nicht nur das notwendige theologische und humanwissenschaftliche Fachwissen sondern ebenso eine entsprechende Spiritualität und Persönlichkeitsbildung ihren Platz hat.

-
- 1 Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, III., Leipzig 1902, 317.
 - 2 Edgar Josef Korherr (Hg.) Zeitzeugen und Zeitzeugnisse, Graz 1999, 27–38
 - 3 Laut Teletext 128 in ORF 2 vom 9. 2. 2001.
 - 4 Vgl. Hedwig Wahle: Der christlich-jüdische Koordinierungsausschuss und sein Werden, in: Christlich-pädagogische Blätter, Wien 104 (1991) 6, 299–302; Kurt Schubert: Gründung des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit, in: Dialog, christlich-jüdische Informationen, Wien 2001, Nr. 43, S. 1ff.
 - 5 Vgl.: Edgar Josef Korherr: Darstellung des Judentums in Schulbüchern für den katholischen Religionsunterricht in Österreich, in: Thomas Lange (Hg.) Judentum und jüdische Geschichte im Schulunterricht nach 1945. Bestandsaufnahmen, Erfahrungen und Analysen aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Israel, Wien-Köln-Weimar 1994, 223–258.
 - 6 In: Martin Bliem – Edgar Josef Korherr: Arbeitsbuch Religion für die 6. Schulstufe, Linz 1980, Auflage 1989, hier S. 131–140
 - 7 Daneben gab es eine zweite Gruppe in der Stadtpfarre St. Jakob unter Leitung des Jesuitenpaters Emil Kettner.
 - 8 Ein ähnliches Beispiel eines Jugendseelsorgers aus Wien berichtet Wilhelm Meyer, Erinnerungen an Gottlieb Wocasek, in: E.J. Korherr (Hg.): Zeitzeugen und Zeitzeugnisse, Graz 1999. 39–46.
 - 9 Die pädagogischen Ansichten und Grundgedanken hat P. Clemens Röbl in einem kleinen Buch ‚Enttäuschte Erzieher‘, Innsbruck 1934 veröffentlicht. Die dort verwendete urwüchsige Sprache des Tirolers würde heute manchem fremd erscheinen. Viele der dort vor mehr als 60 Jahren vorgelegten Gedanken muten aber auch heute noch recht zeitgemäß an.
 - 10 Karl Raab: Das Katechismusproblem in der katholischen Kirche, Freiburg i. Br. 1934
 - 11 Religionslehrerinnen oder Katechetinnen gab es zu meiner Schulzeit in Österreich nur aushilfsweise und das sehr selten.